

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Alles, was die junge Journalistin Kitty Logan an der Hand hat, ist eine geheimnisvolle Namensliste. Die Liste ist ein Vermächtnis. Und ihre einzige Chance. Denn durch einen schweren professionellen Fehler hat sie fast das Leben eines Menschen zerstört – und damit auch ihren eigenen Ruf und den Glauben an sich selbst. Die Beziehung zu ihrem Freund ist zerbrochen, und ihre Freundin und Mentorin Constance ist schwer krank. Da bittet Constance sie, einen Artikel für sie zu übernehmen. Und auf einmal steht Kitty da mit einem Abgabetermin – und einer Liste mit hundert Namen als einzigem Anhaltspunkt ...

Cecelia Ahern ist eine der erfolgreichsten Autorinnen weltweit. Sie wurde 1981 in Irland geboren und studierte Journalistik und Medienkommunikation in Dublin. Mit 21 Jahren schrieb sie ihren ersten Roman, der sie sofort international berühmt machte: ›P.S. Ich liebe Dich‹, verfilmt mit Hilary Swank. Danach folgten Jahr für Jahr weitere weltweit veröffentlichte Bücher in Millionenaufgabe. Die Autorin wurde für ihr Werk mehrfach ausgezeichnet, schreibt auch Theaterstücke und Drehbücher und konzipierte die TV-Serie ›Samantha Who?‹ mit Christina Applegate sowie einen Zweiteiler für das ZDF. Cecelia Ahern lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im Norden von Dublin.

www.cecilia-ahern.de

Cecelia Ahern bei FISCHER:

›P.S. Ich liebe Dich‹	›Ich schreib dir morgen wieder‹
›Für immer vielleicht‹	›Ein Moment fürs Leben‹
›Zwischen Himmel und Liebe‹	›Solange du mich siehst‹
›Vermiss mein nicht‹	›Hundert Namen‹
›Ich hab dich im Gefühl‹	›Der Ghostwriter‹
›Zeit deines Lebens‹	›Die Liebe deines Lebens‹

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Cecelia Ahern

Hundert Namen

Roman

Aus dem Englischen von
Christine Strüh

FISCHER Taschenbuch



4. Auflage: September 2014

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch,
Frankfurt am Main, Dezember 2013

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
›One Hundred Names‹ im Verlag HarperCollins, London

© Cecelia Ahern 2012

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-18683-9

Kapitel 1

Man nannte sie den »Friedhof«, denn kein Geheimnis, keine persönliche oder sonst wie vertrauliche Information, die man ihr anvertraut hatte, kam jemals wieder zum Vorschein. Bei ihr war alles gut aufgehoben, darauf konnte man sich verlassen, und man wusste auch, dass man nicht beurteilt wurde – und wenn doch, dann nur im Stillen, so dass man es nie erfuhr. Nicht nur ihr Vorname – der Standhaftigkeit und innere Stärke bedeutete – passte perfekt zu ihr, auch ihr Spitzname traf genau ins Schwarze; sie war stabil, zuverlässig, unerschütterlich, aber gleichzeitig eigentümlich anregend. Das alles machte es umso schlimmer, sie an diesem Ort besuchen zu müssen. Und es war wirklich eine Qual, nicht nur eine psychische Herausforderung; Kitty spürte einen körperlichen Schmerz in der Brust, genauer gesagt im Herzen, der mit dem Gedanken anging, dass sie sich dorthin auf den Weg machen musste, sich beträchtlich steigerte, als sie angekommen war, und noch heftiger wurde durch das unverblümte Wissen, dass dies alles kein Traum war, kein falscher Alarm, sondern das Leben in seiner ursprünglichsten Form. Denn es war das Leben selbst, das bedroht war, und ihm stand eine sichere Niederlage bevor – eine Niederlage gegen den Tod.

Kitty durchquerte die Privatklinik, aber sie nahm nicht den Aufzug, sondern die Treppe, bog absichtlich falsch ab und ließ bei jeder sich bietenden Gelegenheit höflich anderen Menschen den Vortritt – besonders dann, wenn es sich um Patienten handelte, die sich mit einer Gehhilfe im Schneckentempo an ihr vor-

beimühten oder einen Infusionsständer im Schlepptau hatten. Natürlich war ihr bewusst, dass sie neugierige Blicke auf sich zog, woran zum einen die Krise schuld war, in der sie zurzeit steckte, und zum anderen die Tatsache, dass sie schon wiederholte Male ziellos durch die Station gewandert war. Jedem, der sie ansprach, widmete sie sofort ihre ganze Aufmerksamkeit, und überhaupt tat sie alles, um ihre Ankunft in Constances Zimmer hinauszuzögern. Doch schließlich griffen all ihre Verzögerungsstrategien nicht mehr, denn sie landete in einer Sackgasse, einem halbkreisförmigen Korridor, von dem vier Türen abgingen. Drei davon standen offen, so dass man die Patienten und ihre Besucher sehen konnte, aber sie brachte es nicht übers Herz hinzuschauen. Aber das war sowieso nicht nötig, denn auch ohne die Zimmernummern erkennen zu können, wusste sie genau, in welchem Raum sich ihre Freundin und Mentorin befand. Sie war der geschlossenen Tür dankbar für den letzten Aufschub, den sie ihr gewährte.

Schließlich klopfte sie leise und unverbindlich. Sicher, sie wollte den Besuch machen, aber gleichzeitig hoffte sie, dass niemand das Klopfen hören würde. Denn dann könnte sie einfach wieder gehen, brauchte aber kein schlechtes Gewissen zu haben, denn sie hatte es ja versucht. Allerdings wusste der winzige Teil in ihr, der immer noch vernünftig dachte, dass es weder realistisch noch richtig war. Ihr klopfte das Herz bis zum Hals, während sie so vor der Tür stand und mit quietschenden Schuhsohlen von einem Fuß auf den anderen trat. Von dem Krankenhausgeruch war ihr schon ganz flau im Magen. Sie hasste Krankenhausgeruch. Eine Welle von Übelkeit überschwemmte sie, und sie atmete tief durch und betete um Fassung. Hoffentlich würden sich bald die angeblichen Vorzüge des Erwachsenseins einstellen, die einen Menschen dazu befähigten, solche Momente besser zu ertragen. Noch während sie damit beschäftigt war, auf ihre Füße zu starren und tief ein- und auszuatmen, ging die Tür auf, und sie war völlig unvorbereitet konfrontiert mit dem Anblick einer Krankenschwester und einer furchtbar krank aussehenden Con-

stance. Kitty blinzelte einmal, blinzelte zweimal und wusste, dass sie sich spätestens beim dritten Mal unbedingt etwas einfallen lassen musste, weil es Constance garantiert nicht helfen würde, wenn Besucher spontan und ehrlich auf ihr Äußeres reagierten. Doch so sehr sie sich anstregte, sie brachte kein Wort heraus. Nichts Lustiges, nichts Alltägliches, nichts Nichtiges fiel ihr ein, das sie ihrer Freundin, die sie seit zehn Jahren kannte, sagen konnte.

»Ich hab diese Frau noch nie im Leben gesehen«, sagte Constance mit ihrem französischen Akzent, den man ihr auch nach fast dreißig Jahren in Irland noch immer anhörte. Obwohl sie so krank aussah, war ihre Stimme so stark und fest, so sicher und unbeirrt wie eh und je. »Rufen Sie doch bitte rasch den Sicherheitsdienst, damit er die Dame aus dem Gebäude führt.«

Die Schwester lächelte, öffnete die Tür noch ein Stück weiter und ging dann wieder zu Constance.

»Ich kann ja später noch mal vorbeikommen«, brachte Kitty endlich heraus. Sie wandte sich ab und schaute sich angestrengt nach etwas Normalem, Alltäglichem um, mit dem sie sich ablenken und sich vormachen konnte, dass sie nicht im Krankenhaus mit diesem grässlichen Geruch war und dass sie nicht ihre todkranke Freundin besuchte.

»Ich bin fast fertig, nur noch rasch Fiebermessen«, erwiderte die Krankenschwester und platzierte ein Thermometer in Constances Ohr. Schnell schaute Kitty wieder weg.

»Komm, setz dich doch.« Constance deutete auf den Stuhl neben ihrem Bett.

Kitty konnte ihr nicht in die Augen sehen. Natürlich wusste sie, dass das unhöflich war, aber ihr Blick wanderte immer wieder weg, magnetisch angezogen von Dingen, die nicht krank waren und sie auch nicht an kranke Menschen erinnerten. Schließlich fing sie an, an den Geschenken herumzufummeln, die sie mitgebracht hatte. »Ich hab hier ein paar Blumen für dich«, verkündete sie und schaute sich nach einem geeigneten Stellplatz um. Constance hasste Blumen. Wenn jemand ihr welche schenkte,

um sie zu bestechen, sich bei ihr zu entschuldigen oder einfach nur ein bisschen Farbe an ihren Arbeitsplatz zu bringen, ließ sie sie normalerweise einfach sterben. Natürlich wusste Kitty das genau, aber der Blumenkauf war schlicht Teil ihrer Verzögerungstaktik gewesen – vor allem deshalb, weil die Warteschlange so verlockend gewesen war.

»O je«, sagte die Schwester. »Hat Ihnen denn keiner gesagt, dass keine Blumen im Zimmer erlaubt sind?«

»Oh. Na ja, kein Problem, ich bringe sie weg«, meinte Kitty und sprang erleichtert auf, um die unerwartete Fluchtmöglichkeit zu nutzen.

»Moment, ich nehme sie«, rief die Schwester. »Ich lasse den Strauß für Sie an der Rezeption aufbewahren, dann können Sie ihn nachher mit nach Hause nehmen. So schöne Blumen darf man doch nicht einfach verkommen lassen.«

»Zum Glück hab ich auch noch Cupcakes mitgebracht«, verkündete Kitty und zog eine Schachtel aus ihrer Handtasche.

Wieder wechselten die Schwester und Constance vielsagende Blicke.

»Das kann doch nicht sein – Cupcakes sind auch verboten?«

»Der Koch möchte, dass die Patienten ausschließlich Dinge aus seiner Küche zu sich nehmen.«

Resigniert überreichte Kitty der Krankenschwester die verbotene Ware.

»Die können Sie nachher auch mit nach Hause nehmen«, lachte die Frau und musterte das Thermometer. »Alles okay«, sagte sie lächelnd zu Constance. Bevor sie ging, wechselten die beiden allerdings erneut einen vielsagenden Blick, als hätten die Worte eigentlich etwas ganz anderes bedeutet – es war ja keineswegs alles okay. Der Krebs fraß Constance langsam, aber sicher auf. Inzwischen wuchsen zwar ihre Haare nach, aber nicht gleichmäßig, sondern in unregelmäßigen Büscheln auf dem Kopf verteilt; über dem Ausschnitt des weiten Krankenhauskittels traten spitz die Schlüsselbeine hervor, und an beiden Armen, die extrem

dünn und von den Spritzen und Injektionen voller blauer Flecken waren, hingen Kabel und Schläuche.

»Da bin ich ja froh, dass ich ihr nichts von dem Kokain in meiner Tasche erzählt habe«, sagte Kitty, als sich die Tür schloss, und sie hörten die Schwester auf dem Korridor laut und herzlich lachen. »Ich weiß, dass du keine Blumen magst, Constance, aber ich hatte Panik. Eigentlich wollte ich goldenen Nagellack, Räucherkerzen und einen Spiegel mitbringen, weil ich das irgendwie lustig fand.«

»Warum hast du es nicht getan?« Constances Augen lächelten und funkelten so strahlend blau wie immer, und wenn Kitty es schaffte, sich auf diese Augen zu konzentrieren, die so voller Leben waren, konnte sie den Rest des ausgezehnten Körpers beinahe vergessen. Beinahe. Aber nicht ganz.

»Weil mir klargeworden ist, dass es nicht lustig ist«, antwortete sie.

»Ich hätte gelacht.«

»Dann bringe ich die Sachen beim nächsten Mal mit.«

»Aber dann kenne ich den Witz ja schon, dann ist er nicht mehr lustig. Hallo, Liebes.« Constance ergriff Kittys Hand und hielt sie fest. Kitty konnte nicht hinschauen, denn die Hände ihrer Freundin sahen wund und mager aus. »Es tut so gut, dich zu sehen«, sagte Constance leise.

»Entschuldige bitte, dass ich erst jetzt komme.«

»Ja, es hat eine ganze Weile gedauert.«

»Der Verkehr ...«, begann Kitty, aber dann gab sie das Witzeln auf. Sie hätte schon vor über einem Monat kommen sollen.

Eine Weile war es ganz still im Zimmer, und auf einmal merkte Kitty, dass Constance auf eine Erklärung wartete, warum sie sie nicht besucht hatte.

»Ich hasse Krankenhäuser.«

»Ich weiß. Nosocomphobie«, sagte Constance.

»Was ist das denn?«

»Angst vor Krankenhäusern.«

»Ich wusste gar nicht, dass es ein Wort dafür gibt.«

»Es gibt für alles ein Wort. Ich kann seit zwei Wochen nicht mehr kacken, das nennt man Anismus.«

»Ich könnte einen Artikel darüber schreiben«, sagte Kitty, und ihre Gedanken schweiften ab.

»Auf gar keinen Fall! Meine rektale Trägheit geht niemanden etwas an außer dir, mir, Bob und der netten Dame, der ich erlaube, sich meinen Hintern anzusehen.«

»Nein, ich meinte die Krankenhausphobie. Das wäre eine gute Geschichte.«

»Erklär mir, warum.«

»Stell dir vor, ich finde jemanden, der richtig schlimm krank ist und sich wegen so einer Phobie nicht behandeln lassen kann.«

»Dann kriegt er eben zu Hause seine Medikamente. Kein Problem.«

»Aber was, wenn eine Frau mit Geburtswehen vor dem Krankenhaus auf und ab läuft, weil sie es nicht schafft, durch die Tür zu gehen?«

»Dann kriegt sie das Kind eben im Krankenwagen oder zu Hause oder auf der Straße.« Constance zuckte die Achseln. »Ich habe mal über eine Frau im Kosovo berichtet. Sie musste sich verstecken, die Geburt setzte ein, sie war völlig allein, und es war ihr erstes Kind. Erst zwei Wochen später hat man die beiden gefunden, gesund und munter. In Afrika kriegen Frauen ihre Kinder bei der Feldarbeit, und nach der Geburt machen sie sofort weiter. In manchen Indianerstämmen treiben die Frauen die Geburt voran, indem sie tanzen. In der westlichen Welt läuft das irgendwie verkehrt«, sagte sie und wedelte wegwerfend mit der Hand, obwohl sie selbst nie Kinder gehabt hatte. »Ich hab mal einen Artikel darüber geschrieben.«

»Dann vielleicht ein Arzt, der nicht zur Arbeit kann.« Kitty konnte einfach nicht von ihrer Idee lassen.

»Das ist doch lächerlich. Dem sollte man einfach die Lizenz entziehen.«

Kitty lachte. »Danke, dass du so ehrlich bist – wie üblich.«

Dann verblasste ihr Lächeln, und sie konzentrierte sich auf Constances Hand, die ihre immer noch festhielt. »Oder wie wäre es mit einer egoistischen Frau, deren beste Freundin krank ist, die es aber nicht fertigbringt, sie zu besuchen?«

»Aber jetzt bist du hier, und ich freue mich, dich zu sehen.«

Kitty schluckte schwer. »Du sagst ja gar nichts dazu.«

»Wozu?«

»Du weißt schon.«

»Ich war nicht sicher, ob du darüber reden möchtest.«

»Will ich eigentlich nicht.«

»Na dann.«

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander.

»Ich werde überall niedergemacht, in den Zeitungen, im Radio, überall«, sagte Kitty und schnitt damit das Thema selbst an.

»Ich hab schon länger keine Zeitung mehr gelesen.«

Kitty ignorierte den Stapel auf der Fensterbank. »Egal, wo ich hinkomme, überall werde ich angestarrt, die Leute zeigen mit dem Finger auf mich, flüstern und tuscheln, als wäre ich die Hure Babylon.«

»Das ist der Preis, den man bezahlt, wenn man im Scheinwerferlicht steht. Du bist jetzt ein Fernsehstar.«

»Ich bin kein Fernsehstar, ich bin ein Idiot, der sich im Fernsehen zum Affen gemacht hat. Das ist ein großer Unterschied.«

Constance zuckte wieder die Achseln, als wäre das alles nichts Besonderes.

»Du wolltest sowieso nicht, dass ich bei der Sendung mitmache. Warum sagst du nicht einfach ›Siehst du wohl‹, dann haben wir es hinter uns.«

»Solche Sätze benutze ich nicht. Die sind nicht produktiv.« Wieder das typische Achselzucken.

Behutsam zog Kitty ihre Hand weg und fragte leise: »Hab ich meinen Job eigentlich noch?«

»Hast du nicht mit Pete darüber gesprochen?« Constance machte ein Gesicht, als wäre sie sauer auf ihren Chef vom Dienst.

»Doch, hab ich. Aber ich muss es von dir hören. Das ist viel wichtiger für mich.«

»An *Etceteras* Haltung dir gegenüber hat sich nichts geändert, man hat dich eingestellt, dabei bleibt es«, sagte Constance fest.

»Danke«, flüsterte Kitty.

»Ich habe deine Beteiligung an *Thirty Minutes* durchaus unterstützt, denn ich weiß, dass du eine gute Reporterin bist und das Zeug hast, eine großartige Reporterin zu werden. Wir alle machen Fehler, größere und kleinere, niemand ist perfekt. Solche Zeiten, wie du sie jetzt durchmachst, sind dafür da, dass man sie nutzt, um ein besserer Reporter und – was viel wichtiger ist – ein besserer Mensch zu werden. Als du vor zehn Jahren zum Vorstellungsgespräch bei mir aufgetaucht bist – weißt du noch, was für eine Geschichte du mir da verkaufen wolltest?«

Kitty lachte und zuckte innerlich ein bisschen zusammen.
»Nein«, log sie.

»Natürlich weißt du das. Na ja, wenn du es nicht sagen willst, dann sag ich es eben. Ich hab dich gefragt, wenn du jetzt sofort etwas für mich schreiben müsstest, egal über welches Thema, was für eine Geschichte würdest du dir aussuchen?«

»Wir müssen das echt nicht noch mal durchkauen. Ich war ja dabei.« Kitty war knallrot geworden.

»Du hast geantwortet«, fuhr Constance unbeirrt fort, ohne auf Kittys Bemerkung einzugehen, »dass du von einer Raupe gehört hättest, die es einfach nicht geschafft hat, ein Schmetterling zu werden ...«

»Ja, ja, ich weiß.«

»Und dass du gerne darüber schreiben würdest, wie es sich anfühlt, wenn einem dieses schöne Erlebnis verwehrt bleibt. Dass du wissen möchtest, wie es sich für die Raupe anfühlt, zusehen zu müssen, wie sich andere Raupen in Schmetterlinge verwandeln, während sie die ganze Zeit weiß, dass sie selbst es nicht schafft. Unser Gespräch hat am Tag der Wahl des US-Präsidenten stattgefunden, und am gleichen Tag ist ein Kreuzfahrtschiff mit fünf-

hundert Passagieren an Bord gesunken. Ich habe an diesem Tag zwölf Vorstellungsgespräche geführt, und du warst die Einzige, die weder die Politik noch die Schiffskatastrophe erwähnt hat und auch nicht davon gefaselt hat, dass sie unbedingt mal einen Tag mit Nelson Mandela verbringen möchte. Was dich am meisten interessiert hat, war diese arme kleine Raupe.«

Jetzt konnte Kitty ein Grinsen doch nicht mehr unterdrücken. »Na ja, ich kam frisch vom College, ich glaube, ich hatte noch zu viel Gras im Blut.«

»Nein, daran lag es nicht«, flüsterte Constance und griff wieder nach Kittys Hand. »Du warst die Einzige, die mir in diesem Gespräch aufrichtig gestanden hat, dass sie keine Angst hat zu fliegen, sondern vielmehr befürchtet, es nicht zu können.«

Kitty schluckte schwer, den Tränen nahe. Aus ihr war ganz sicher noch kein Schmetterling geworden, und momentan war sie weiter davon entfernt denn je.

»Manche Leute behaupten, dass Angst keine gute Motivation zum Handeln ist, aber wenn man keine Angst hat, wo ist dann die Herausforderung? In Situationen, in denen ich meine Angst akzeptiert und mich der Herausforderung gestellt habe, war meine Arbeit immer am ertragreichsten. Und als dann dieses junge Mädchen vor mir saß, das fürchtete, nicht fliegen zu können, da habe ich gedacht: »Aha, das ist die Richtige für uns.« Darum geht es doch bei *Etcetera*. Natürlich berichten wir über Politik, aber wir berichten auch über die Menschen, die dahinterstehen, wir interessieren uns für ihre emotionale Reise, nicht nur für ihre Prinzipien, wir wollen hören, wie sie zu ihren Überzeugungen gekommen sind, was sie erlebt und welche Gründe dazu geführt haben, dass sie an das glauben, wofür sie jetzt eintreten. Ja, manchmal schreiben wir auch über gesunde Ernährung, aber nicht über irgendein Bio-Dies und Vollkorn-Jenes, sondern über das *Warum* und über das *Wer*. Bei uns geht es um Menschen, um Gefühle, um Emotionen. Vielleicht verkaufen wir weniger, aber wir haben mehr zu sagen – natürlich ist das nur meine persönliche Meinung.

Etcetera wird deine Artikel weiterhin veröffentlichen, Kitty – jedenfalls solange du über das schreibst, was für dich wahr ist, und nicht über irgendein Thema, von dem jemand dir einredet, dass es eine super Geschichte ist. Niemand kann ernsthaft so tun, als wüsste er genau, was die Leute lesen oder hören oder sehen wollen. Sie wissen es meistens selbst nicht, und man erkennt es immer erst im Nachhinein. Aber darum geht es ja, wenn man etwas Originelles, etwas Eigenes erschafft. Es geht darum, etwas Neues zu entdecken, und nicht darum, das Alte wiederzukäuen, um den Markt zu befriedigen.« Sie zog die Augenbrauen in die Höhe.

»Es war meine Geschichte«, sagte Kitty leise. »Ich kann niemand anderem die Verantwortung dafür in die Schuhe schieben.«

»An einer Story sind immer mehrere Leute beteiligt, nicht nur der Autor, und das weißt du auch. Wenn du mit der Idee zu mir gekommen wärst und ich mich – rein hypothetisch – bereiterklärt hätte, das Thema zu bringen, hätte ich den Beitrag rechtzeitig wieder rausgenommen. Es gab genügend Hinweise, und von deinen Vorgesetzten hätte jemand in der Lage sein müssen, sie zu deuten. Aber wenn du Wert darauf legst, die ganze Schuld auf dich zu nehmen, dann frag dich doch mal, warum es dir so wichtig war, die Geschichte zu erzählen.« Sie machte eine Pause, und Kitty war nicht sicher, ob sie antworten sollte. Aber dann hatte Constance wieder Energie gesammelt und fuhr fort: »Ich habe mal einen Mann interviewt, der sich im Lauf des Gesprächs über die Fragen, die ich ihm stellte, immer mehr zu amüsieren schien. Schließlich wollte ich wissen, was er denn so komisch fand, und er hat mir erklärt, seiner Erfahrung nach würden die Fragen des Interviewers meistens mehr über ihn aussagen als die Antworten über den Interviewten. Er war überzeugt, dass er bei unserem Gespräch weit mehr über mich erfahren hatte als ich über ihn. Ich fand das sehr interessant, und ich glaube, er hatte recht – zumindest in diesem Fall. Ich denke oft, dass ein Artikel mindestens so viel über den Menschen offenbart, der ihn geschrieben hat, wie über das Thema selbst. Auf der Journalistenschule lernt man, dass

man die eigene Person beim Schreiben möglichst heraushalten soll, weil man angeblich nur dann unvoreingenommen berichten kann, aber häufig müssen wir uns erst einmal in das Thema hineinversetzen, um es überhaupt zu verstehen, um eine Beziehung dazu zu kriegen und dem Leser zu helfen, sich damit zu identifizieren. Sonst fehlt dem Artikel das Herz, und die Geschichte könnte genauso gut von einem Roboter erzählt werden. Aber das bedeutet nicht, dass man allem die eigene *Meinung* einimpft. Ich mag es nicht, wenn ein Journalist mir in einem Artikel erklärt, was er über das Thema denkt. Wen kümmert es denn, was ein einzelner Mensch denkt? Aber eine Nation, eine Klasse, das eine oder das andere Geschlecht – das interessiert mich viel mehr. Ich meine damit, dass man sich allen Aspekten einer Geschichte mit Verständnis nähert und den Lesern zeigt, dass hinter den Worten immer auch ein Gefühl steht.«

Kitty wollte lieber nicht darüber nachdenken müssen, was es über sie selbst aussagte, dass sie über die fragliche Geschichte berichtet hatte. Am liebsten wollte sie die ganze Katastrophe einfach vergessen, wollte nie wieder darüber sprechen müssen – was leider unmöglich war, da der Sender verklagt worden war und Kitty am nächsten Tag wegen übler Nachrede vor Gericht erscheinen musste. Ihr Kopf dröhnte, sie hatte es satt, darüber zu grübeln, hatte es satt zu analysieren, wie es eigentlich dazu gekommen war. Aber plötzlich spürte sie das Bedürfnis, Buße zu tun und sich für alles zu entschuldigen, was sie jemals falsch gemacht hatte, nur um sich nicht mehr ganz so wertlos zu fühlen.

»Ich muss dir was beichten.«

»Gern, ich liebe Beichten.«

»Weißt du, als du mir damals den Job gegeben hast, war ich total aufgeregt, und der erste Artikel, den ich für dich schreiben wollte, war tatsächlich der über die Raupe.«

»Wirklich?«

»Natürlich konnte ich die Raupe nicht interviewen, aber sie sollte die Grundlage bilden für einen Artikel über Menschen, die

es einfach nicht schaffen loszufliegen, darüber, was es bedeutet, wenn man ständig zurückgehalten wird, die Flügel beschnitten bekommt.« Sie schaute ihre Freundin an, die krank und abgemagert in ihrem Bett lag und mit großen Augen zu ihr aufblickte. Einen Moment kämpfte sie mit den Tränen. Sie war sicher, dass Constance ganz genau verstand, was sie meinte. »Ich habe angefangen, über das Thema zu recherchieren ... es tut mir leid«, stieß sie hervor, schlug die Hand vor den Mund und versuchte sich wieder in den Griff zu bekommen, aber es gelang ihr nicht. Die Tränen liefen ihr über die Wangen. »Ich hab mich geirrt. Mit der Raupe, von der ich dir erzählt habe. Aus der Oleanderraupe wird doch ein Schmetterling, ein Nachtfalter genaugenommen, der Oleanderschwärmer.« Kitty kam sich hochgradig albern vor, weil sie ausgerechnet jetzt weinen musste, aber sie konnte nichts dagegen tun. Es war nicht die missliche Lage der Raupe, die sie so traurig machte, sondern die Tatsache, dass sie so schlecht recherchiert hatte, damals wie heute, und dass sie deshalb jetzt solchen Ärger hatte. »Der Sender hat mich suspendiert.«

»Die haben dir einen Gefallen getan. Warte, bis Gras über die Sache gewachsen ist, dann kannst du wieder loslegen.«

»Ich weiß nicht, ob ich das noch will. Ich habe Angst, dass ich wieder einen Fehler mache.«

»Das wird nicht passieren, Kitty. Weißt du, wenn man eine Geschichte erzählen will, wenn man sich – wie ich es gerne ausdrücke – auf die Suche nach der Wahrheit macht, dann muss man nicht auf Teufel komm raus eine Lüge aufdecken oder ein weltbewegendes Thema beackern – es geht einfach nur darum, zum Herzen dessen vorzudringen, was real ist.«

Kitty nickte und schniefte leise. »Es tut mir leid – ich wollte wirklich nicht, dass sich alles nur um mich dreht, wenn ich dich besuche. Es tut mir wirklich leid.« Sie sackte auf ihrem Stuhl zusammen und legte den Kopf auf Constances Bett, peinlich berührt, weil Constance sie so sah, weil sie sich so erbärmlich aufführte, wo ihre Freundin doch krank war und viel wichtigere Sorgen hatte.

»Schon gut, schon gut«, sagte Constance beschwichtigend und strich Kitty sanft über die Haare. »Das ist ein noch besseres Ende, als ich mir ursprünglich gewünscht habe. Dann darf unsere arme Raupe also doch fliegen.«

Als Kitty den Kopf hob, wirkte Constance auf einmal sehr erschöpft.

»Bist du okay? Soll ich einer Schwester Bescheid sagen?«

»Nein, nein. Ich werde nur manchmal von jetzt auf gleich total müde«, erwiderte sie. Ihre Augenlider flatterten. »Ich mache schnell ein Nickerchen, dann bin ich wieder fit. Ich möchte nicht, dass du gehst, wir müssen noch über so viel reden. Zum Beispiel über Glen.« Sie lächelte schwach.

Kitty gab sich alle Mühe, das Lächeln zu erwidern. »Ja. Aber schlaf erst mal eine Runde«, flüsterte sie. »Ich bleibe einfach hier sitzen.«

Constance hatte sich von ihr noch nie etwas vormachen lassen und konnte Lügen in Sekundenschnelle an ihrem Gesichtsausdruck erkennen. »Ich mochte ihn sowieso nicht so besonders.«

Dann schlossen sich ihre Augen.

Kitty setzte sich auf die Fensterbank, schaute auf die Leute hinter, die unten vorbeigingen, und überlegte sich eine Route für den Heimweg, auf der sie möglichst wenig gesehen wurde. Dann aber riss sie ein französischer Wortschwall aus ihren Gedanken, und sie blickte überrascht zu Constance hinüber. In den zehn Jahren ihrer Bekanntschaft hatte Kitty ihre Freundin nur beim Fluchen Französisch sprechen hören.

»Was hast du gesagt?«

Einen Moment machte Constance einen verwirrten Eindruck. Dann räusperte sie sich und nahm sich zusammen. »Du siehst aus, als wärst du ganz weit weg, Kitty«, sagte sie leise.

»Ich hab nachgedacht.«

»Ich werde sofort die Behörden verständigen.«

»Ich habe nämlich eine Frage, die ich dir schon immer stellen wollte.« Kitty setzte sich wieder auf den Stuhl neben Constances Bett.

»Ach ja? Warum Bob und ich keine Kinder haben?« Constance setzte sich im Bett auf, griff nach ihrem Wasserglas und trank einen winzigen Schluck durch den Strohalm.

»Nein, du Klugscheißerin«, entgegnete Kitty. »Du hast jede Pflanze umgebracht, die du jemals besessen hast, und ich mag mir gar nicht vorstellen, wie es einem Kind bei dir ergangen wäre. Nein, ich wollte dich fragen, ob es eine Geschichte gibt, die du gern geschrieben hättest, aber aus irgendeinem Grund nie geschrieben hast.«

Sofort hellte Constances Gesicht sich auf. »Oh, das ist eine wirklich gute Frage. Vielleicht sogar eine Geschichte in sich selbst.« Sie sah Kitty mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Du könntest Journalisten, die sich zu Ruhe gesetzt haben, interviewen und sie fragen, was für eine Geschichte sie immer schreiben wollten, aber nie geschrieben haben. Was meinst du? Über die Idee sollte ich gelegentlich mal mit Pete sprechen. Wir könnten Kontakt mit ehemaligen Autoren aufnehmen und sie bitten, speziell für unsere Zeitschrift die Geschichte zu schreiben, die sie schon immer schreiben wollten. Leute wie Oisín O’Ceallaigh und Olivia Wallace. Wir geben ihnen die einmalige Chance dazu. Könnte doch gut eine Sonderausgabe werden.«

»Hörst du denn nie auf?«, lachte Kitty.

In diesem Augenblick klopfte es leise an der Tür, und Bob, Constances Mann, kam herein. Er sah müde aus, aber als er sich Constance zuwandte, wurde sein Gesicht sanft und liebevoll.

»Hallo, mein Schatz – oh, hallo, Kitty. Schön, dass du dich auch mal blicken lässt.«

»Der Verkehr«, erklärte Kitty ungeschickt.

»Das Gefühl kenne ich«, grinste Bob, kam zu ihr und küsste sie auf den Kopf. »Der Verkehr hält mich auch oft auf. Aber besser spät als nie, was?« Er sah Constance an, deren Gesicht kon-

zentriert und fast angespannt wirkte. »Versuchst du zu kacken, meine Liebe?«

Kitty lachte.

»Nein, Kitty hat mich gerade gefragt, was für eine Geschichte ich schon immer schreiben wollte, aber nie geschrieben habe.«

»Ah. Du sollst sie nicht zum Nachdenken verführen, Kitty, das haben die Ärzte strengstens verboten«, witzelte er. »Aber es ist eine gute Frage. Lass mich raten. Ist es vielleicht die Geschichte über die Ölkatastrophe, als du das Exklusiv-Interview mit dem Pinguin gemacht hast, der alles beobachtet hat?«

»Ich hab nie ein Exklusiv-Interview mit einem Pinguin gemacht«, lachte Constance, zuckte aber plötzlich zusammen, und ihr Gesicht verzerrte sich, als hätte sie Schmerzen.

Sofort wurde Kitty nervös, aber Bob, der daran gewöhnt war, fuhr unbeirrt fort: »Oh, dann war es wohl der Wal. Der Wal, der alles beobachtet hat. Und jedem, der sich in seine Nähe getraut hat, davon erzählen wollte.«

»Es war der Kapitän des Schiffs, den ich interviewen sollte«, konterte Constance, aber es klang liebevoll.

»Und warum hat es nicht geklappt?«, fragte Kitty, fasziniert, wie die beiden miteinander umgingen.

»Mein Flug hatte Verspätung«, erklärte Constance und zupfte an ihrer Decke herum.

»Sie konnte ihren Pass nicht finden«, verriet Bob. »Du weißt ja, wie es bei uns in der Wohnung aussieht, Kitty – da könnten sich ohne weiteres die Qumran-Rollen verstecken, wir würden nichts davon merken. Seither haben die Pässe übrigens eine neue Heimat gefunden, im Toaster – damit wir ihren Aufenthaltsort nie wieder vergessen. Jedenfalls hat Constance ihren Flug und damit auch ihr großes Exklusiv-Interview verpasst, und der Kapitän hat stattdessen mit jemandem gesprochen, dessen Name nicht genannt werden darf.« Er beugte sich zu Kitty und flüsterte ihr »Dan Cummings« ins Ohr.

»Oh, jetzt hast du's getan, jetzt hast du mich umgebracht!«,

rief Constance und griff sich dramatisch an die Brust, als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen.

Kitty schlug sich die Hände vors Gesicht. Irgendwie konnte sie über diesen Scherz nicht lachen.

»Endlich sind wir sie los«, neckte Bob seine Frau zärtlich. »Aber wie lautet denn nun die richtige Antwort, Liebste? Was für eine Geschichte ist es? Ich bin sehr gespannt.«

»Weißt du es wirklich nicht?«, fragte Kitty ihn.

Bob schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln, und dann schauten sie beide Constance beim Nachdenken zu.

»Ah«, rief sie plötzlich, und ihre Augen begannen zu leuchten. »Ich hab's. Es ist eigentlich eine ziemlich neue Idee, sie ist mir erst letztes Jahr eingefallen. Eine Art Experiment, aber seit ich hier bin, geht es mir nicht mehr aus dem Kopf.«

Kitty rückte näher.

Aber Constance genoss es, ihren Mann und ihre Freundin auf die Folter zu spannen.

»Möglicherweise eine meiner großartigsten Ideen überhaupt.«

Kitty stöhnte ungeduldig.

»Ich sag euch was: Die Unterlagen sind bei uns zu Hause. In meinem Büro. Bob kann dich reinlassen, Kitty, oder Teresa, falls sie nicht zu beschäftigt ist mit der Jeremy-Kyle-Talkshow. Abgelegt unter N. Der Arbeitstitel lautet *Namen*. Bring den Ordner her, dann erzähl ich euch Näheres darüber.«

»Nein!«, lachte Kitty. »Du weißt doch, wie ungeduldig ich bin, bitte lass mich nicht warten.«

»Wenn ich es dir jetzt gleich sage, besuchst du mich vielleicht nie wieder.«

»Aber ich verspreche dir, dass ich dich trotzdem besuche.«

Constance lächelte. »Nein, der Deal ist, du bringst den Ordner her, und ich erzähle euch die Geschichte.«

»Na gut, abgemacht.«

Und sie schüttelten sich die Hände.